



Bericht

erstattet in der Sitzung des Gesamtvorstandes am 2. Oktober 1898
von Geh. Hofrat Professor Dr. O. Behaghel in Gießen.

Die Gutachten, über die ich berichten soll, sind nicht sehr zahlreich. Es liegen Äußerungen vor von den Herren Brenner, Erbe, Kluge, Paul und Seemüller. Herr Erbe war durch amtliche Verpflichtungen an einer ausführlichen Darlegung verhindert; sein Schreiben umfaßt nur wenige Zeilen.

Von den eingelaufenen Gutachten steht nur eines, das von Seemüller, ziemlich rückhaltlos auf dem Standpunkt, daß der Verein sich die Ergebnisse der in Berlin gepflogenen Beratungen zu eigen machen solle; dazu ist zu bemerken, daß Seemüller sich schon an den Berliner Beratungen wenigstens schriftlich beteiligt hat. Die übrigen Herren äußern erhebliche Bedenken und kommen teilweise zu völliger Ablehnung.

In einer Hauptfrage allerdings, ob eine Einheit der deutschen Aussprache überhaupt wünschenswert sei, gehen die Beurteiler im ganzen zusammen. Auf eine Begründung hat sich nur Seemüller eingelassen. Er verweist namentlich auf die Thatsache, daß es im Wesen jeder Schriftsprache liege, nach Einheitlichkeit zu streben; daß die geschichtliche Entwicklung der Sprachen von reicheren Formen zu einfacheren gehe; daß eine Sprache, die das Bild unsicheren Schwankens biete, im Wettbewerb mit anderen, in festerer Aussprache überlieferten im Nachteil sei. Diese Gründe kann ich mir nur zum Teil zu eigen machen. Wenn gesagt wird, daß die sprachliche Entwicklung von reicheren Formen zu einfacheren fortschreite, so scheint mir hier eine gewisse Unklarheit vorzuliegen. Es ist allerdings richtig, daß die einzelne in sich gleichförmige Spracheinheit ihre Bildungen stets einfacher, ja einförmiger zu gestalten strebt; wo demselben Zweck verschiedenartige Formen dienen, trägt schließlich eine einzige den Sieg davon (z. B. die »unregelmäßigen« Zeitwörter sterben aus; an die Stelle von ich bin — wir sein tritt in manchen Mundarten ich sein — wir sein). Diese Erscheinung hat mit der Frage, die uns hier beschäftigt, gar nichts zu thun. Denn für uns handelt es sich um die Ausgleichung zwischen mehreren verschieden gestalteten Sprach-

einheiten. Daß aber verschiedene Unterabteilungen, verschiedene Mundarten einer Sprache im Laufe der Geschichte das Bestreben zeigten, ihre Besonderheiten einer anderen Spracheinheit zuliebe abzustreifen, das ist im allgemeinen nicht nachzuweisen; viel eher könnte man das Gegenteil, ein immer weiteres Auseinandergehen, behaupten.

Daß das Deutsche gegenüber manchen anderen Sprachen im Nachteil sei, läßt sich nicht bestreiten. Aber das liegt nicht an der Unsicherheit der Aussprache. Es ist überhaupt ein Aberglaube, wenn man meint, daß in anderen Sprachen die Regelung der Aussprache eine so viel festere sei als im Deutschen. Für das Französische verweise ich auf das lehrreiche Buch von E. Koschwitz: *Les parlars parisiens*, Paris 1893; in der Einleitung erzählt der Verfasser in ergötzlicher Weise von den Irrfahrten, die er unternommen hat, um zu erkunden, wo nun eigentlich das richtige Französisch gesprochen werde. Es ist auch nicht, wie Schröder jüngst behauptet hat, der starke Unterschied zwischen geschriebener und gesprochener Rede, was uns Deutschen zum Nachteil gereicht, sondern die große Schwierigkeit unserer Sprache.

Andererseits hat Seemüller mit vollem Recht die Befürchtung zurückgewiesen, daß durch die Durchführung einheitlicher Aussprache auch die wertvolle Eigenart zerstört, die Mannigfaltigkeit der Bildung gehemmt, die Mundart in besonders hohem Maße gefährdet werde.

Es bleibt als einziger Maßstab die Frage: ist die Einheit der Aussprache den Zwecken und Aufgaben der Sprache förderlich, für sie nötig oder nicht? Die Aufgabe der Sprache ist die Verständigung; alles aber, was die Verständlichkeit der Rede erleichtert, ist für die Sprache ein Gewinn. Sowie nun der sprachliche Verkehr über den Kreis der nächsten Volksgenossen hinausgeht, treten beim heutigen Zustand der Dinge Abweichungen der Aussprache ein; es kann also die Verständlichkeit gefährdet werden; es ist dabei zu bedenken, daß bei der Aufnahme fremder Rede durch das Gehör uns ja nicht jedes einzelne Glied derselben wirklich zum Bewußtsein kommt, sondern daß wir einzelne wahrgenommene Bruchstücke zu den vollen Sätzen ergänzen. Also eine gewisse Einheit der Aussprache ist zweifellos den Zwecken der Sprache förderlich.

Eine völlige unbedingte Übereinstimmung ist überhaupt niemals denkbar; ich erinnere bloß an die zum großen Teil in den Kreis des Unbewußten fallenden Erscheinungen auf dem Gebiete der Sprechgeschwindigkeit, der Silbenbetonung, der Satzmelodie. Wir stehen also, da die Herbeiführung einer völligen Einheit nicht möglich ist, vor der Aufgabe, wie es Paul ausdrückt, »die Besonderheiten auf ein solches Maß einzuschränken, daß das gegenseitige Verständnis nicht mehr behindert ist.« Mit Bezug darauf ist nun zu erwägen, daß dieses Maß nach verschiedenen äußeren Bedingungen sich verschieden gestalten kann. Beim Vorgang des Hörens ist die Zahl der wirklich ins Bewußtsein eindringenden Bestandteile ge-

ringer bei der raschen undeutlicheren Aussprache des vertraulichen Gesprächs; hier wird jedoch die Thätigkeit der Ergänzung erleichtert durch die größere Zahl der dem Redenden und dem Hörenden gemeinsamen Voraussetzungen. Bei der öffentlichen Rede, der Predigt, dem Vortrag fällt dieser begünstigende Umstand hinweg; dafür ist hier das Zeitmaß der Rede langsamer, die Lautbildung sorgfältiger, also das Maß der Bestandteile größer, die von dem Gehörten wirklich wahrgenommen werden. Beobachtungen über den Umfang der Ausspracheunterschiede, die ertragen werden können, ohne unter bestimmten äußeren Voraussetzungen die Verständlichkeit zu gefährden, besitzen wir jedoch bis jetzt noch nicht. Damit fehlt eine der Grundlagen für die beabsichtigte Ausgleicheung der Aussprache.

Daß eine Einigung der Aussprache, wenn und insoweit sie erfolgen soll, im Anschluß an die Bühnensprache sich vollziehen müsse, darüber sind die Gutachten ziemlich einig. Paul bemerkt: »inbessen muß man dabei von der Nachahmung solcher Eigenheiten absehen, die nur durch das besondere Bedürfnis der Bühne bedingt sind.« Es ist zu verwundern, daß dieser bedeutsame Gesichtspunkt in den zahlreichen Erörterungen über die Frage der Aussprache bis jetzt nicht die Rolle gespielt hat, die ihm zukommt. In der That ist in einer Reihe von wichtigen Punkten die von der Bühne unter den verschiedenen Möglichkeiten getroffene Auswahl bewußt oder unbewußt durch die besonderen Zwecke der Bühne bedingt. Hierher gehört vor allen Dingen das Zungen-r: es trägt viel weiter als alle anderen Aussprachen des r, und beim Singen bietet es in gewissen Tonlagen, nach gewissen Vokalen überhaupt die einzige Möglichkeit für Erzeugung eines r. Die Bühne spricht die Laute b, g, d nach norddeutscher Weise mit Stimmtou, und es ist nicht zu leugnen, daß die klingenden Laute weiter vernehmlich sind als die tonlosen, und daß zugleich diese beiden Klassen von Lauten leichter zu unterscheiden sind, als wenn auf der einen Seite der Stimmtou weggefallen ist. Ich kann allerdings dieser letzteren Erwägung keine große Beweisraft zuerkennen. Wenn man sich bemüht, Wörter, die sich lautlich nahe stehen, in der Aussprache, in der Schreibung auseinanderzuhalten, so gehen diese Bestrebungen weit mehr aus dem Bedürfnis des Sprachlehrers, als aus dem der lebendigen Sprache hervor: der Grammatiker betrachtet das Wort einzeln für sich, losgerissen aus jedem Zusammenhang; im Verband der Rede ist für das einzelne Wort die Gefahr der Mißdeutung nicht sehr erheblich. In unserm besonderen Falle beweist die Geschichte unserer Sprache selbst, daß der Unterschied zwischen tönenden und tonlosen Lauten für die Zwecke der Sprache nicht von großer Bedeutung sein kann. Denn die mitteldeutschen und oberdeutschen Mundarten haben diesen Unterschied seit ungefähr einem Jahrtausend nicht mehr befaßen und sich dabei wohl befunden.

Wir kommen zu der Hauptfrage, ob das, was uns als deutsche Bühnenaussprache der Zukunft jetzt vorgelegt wird, geeignet sei, für die einheitliche Aussprache der gebildeten deutschen Rede als Grundlage zu dienen. Dabei bleibt die Erwägung ganz außer Betracht, ob für die Bühne selbst etwas Brauchbares geschaffen worden ist; wir können jedoch uns nicht versagen, unserem Befremden darüber Ausdruck zu geben, daß diejenigen gar nicht gefragt worden sind, die die Sache am allernächsten angeht, nämlich die deutschen Schauspieler.

Für uns ergibt sich aus den Bemerkungen von Brenner und Paul, aus meinen eigenen Wahrnehmungen, aus den Äußerungen anderer (wie Gartner, *St. f. d. deutschen Unterricht* XI, 274) eine sehr lehrreiche Thatsache: Von dem einen Gewährsmann wird eine Aussprache als die allgemeine behauptet, die einem andern überhaupt nicht bekannt ist; umgekehrt wird etwas geleugnet, was andern ganz geläufig erscheint. Es zeigt sich, wie gering noch unsere Kenntnisse von den thatsächlich vorhandenen Ausspracherscheinungen sind; namentlich sind die süddeutschen Sprachen bis jetzt bei der Beobachtung sehr zu kurz gekommen. Ganz besonders gilt dies von den Quantitäten der Silben; als ergötzlich sei hervorgehoben, daß die Berliner Beratung die Aussprache Magdeburg verlangt, die, wie Paul bemerkt, an Ort und Stelle völlig unbekannt ist.

Es zeigt sich ferner, daß die Verschiedenheiten in der Aussprache des Schriftdeutschen noch viel größer sind, als viele Leute glauben; noch zu groß, um schon jetzt eine allgemeine Ausgleichung zuzulassen. Mit Recht bemerkt Kluge: »Trifft der Verein eine Entscheidung zu Gunsten der neuen Vorschläge, so werden sich die Landschaften dagegen erheben.«

Immerhin sind dies Hindernisse für die Ausgleichung, von denen angenommen werden darf, daß sie sich mit der Zeit überwinden lassen. In anderen Fällen stellen sich aber noch viel erheblichere Bedenken entgegen: es würde sich durch den Anschluß an die vorgeschlagene Bühnensprache mehrfach die Notwendigkeit ergeben, angestammte Laute durch solche zu ersetzen, die dem Sprechenden überhaupt fremd sind. Ich hebe vor allen Dingen hervor, daß Mittel- und Süddeutschland keine tönenden Medien kennen. Es ist mir unbegreiflich, daß für Seemüller und — nach anderweitigen Veröffentlichungen — für Erbe hier keine Schwierigkeit vorhanden zu sein scheint. Ich kann mich nur aufs entschiedenste dem Sage Brenners anschließen: »Die Erfahrungen, die Lehrer des Französischen, Englischen, Italienischen an Mittelschulen wie — bei künftigen Sprachlehrern! — an den süddeutschen Universitäten machen, nehmen alle Hoffnung darauf, daß je auch nur die akademisch Gebildeten die stimmhafte Aussprache sich aneignen werden.« Die Angehörigen Mitteldeutschlands und viele Süddeutsche sind schon genug damit belastet, daß man von ihnen verlangt, das l, das d, das t im Innern der Wörter mit einer Kraftanstrengung zu sprechen, mit einem Hauche zu versehen, die ihnen

an dieser Stelle des Wortes von Hause aus fremd sind. Wozu sie noch weiter mit einer fast unlösbaren Aufgabe beschweren? »der Jüngling sieht den Grund nicht ein.«

Das Gleiche gilt in Bezug auf das tönende s, das norddeutsche Lehrer sogar schon in Schulen Mittel- und Süddeutschlands den Kindern aufzunötigen versuchen.

Ich weise ferner darauf hin, daß das geforderte Zungen=r den zahlreichen Unglücklichen, denen es nicht von Kindheit an eigen ist, die größten Schwierigkeiten bereitet; zwei klassische Zeugnisse dafür finden sich bei Balleste, »Die Kunst des Vortrags« (2. Aufl.): S. 3 wird eine Äußerung Dörings mitgeteilt, daß es jahrelang gedauert habe, ehe er damit fertig wurde, und von sich selber meldet Balleste S. 5: »Es dauerte noch zwei Jahre, bis ich wagen konnte, das Zungen=R in der Prosa zu sprechen, ohne daß es gezwungen klang.«

Die gleichen Schwierigkeiten würden sich natürlich ergeben, wenn umgekehrt von dem Norddeutschen verlangt würde, daß er seine tönende Aussprache aufgeben solle, oder von dem Vertreter des Zungen=R, daß er sich ein Gaumen=R angewöhne.

Ich komme, im Einklang mit den Anschauungen von Brenner, Kluge und Paul, zu dem Antrag, der Allgemeine Deutsche Sprachverein wolle es ablehnen, die in der Schrift: Deutsche Bühnensprache (hsg. v. Siebs) niedergelegten Regeln in ihrer Gesamtheit als Richtschnur für die gewählte Aussprache des Gebildeten zu empfehlen, denn:

1. Es fehlt zur Zeit noch an den Kenntnissen, die für die Feststellung einer einheitlichen Aussprache unerläßliche Voraussetzung sind.

2. Die Aussprache der verschiedenen Gegenden Deutschlands geht heute noch so weit auseinander, daß eine umfassende Ausgleichung der Verschiedenheiten zur Zeit undurchführbar erscheint.

3. Der Ersatz der angeborenen Sprechweise durch die von der »Bühnensprache« geforderte ist in manchen Fällen sehr schwierig, ja unmöglich. Zweifellos finden sich in der vorgelegten Schrift zahlreiche Festsetzungen, denen ohne weiteres beigestimmt werden kann. Ich fürchte aber, daß die Zahl dieser Punkte im großen und ganzen sich mit dem deckt, was überhaupt, wenigstens theoretisch, schon ziemlich allgemeine Anerkennung gefunden hat. Ich könnte sogar soweit gehen, dem Sprachverein zu empfehlen, eine Übersicht der Punkte zu geben, in denen er die Arbeit der Berliner Berater durch sein Ansehen zu unterstützen geneigt ist; unter allen Umständen würde ich jedoch vorschlagen, die Herstellung einer solchen Zusammenfassung noch zu vertagen.

Man kann schließlich die Frage aufwerfen, ob, abgesehen von unserm Verhältnis zu der uns im Augenblick vorliegenden Schrift, der Sprachverein in der Lage sei, die Bestrebungen, die auf Herbeiführung einer einheitlichen Aussprache gerichtet sind, selbstthätig zu fördern. Einzelne

Zweigvereine haben es für ihre Aufgabe gehalten, eine Abstimmung über die Erbeschen Sätze herbeizuführen. Ich kann von der Fortsetzung dieses Verfahrens keinen großen Gewinn erwarten; wenn es der Berliner Beratung, an der hervorragende Fachmänner teilgenommen haben, nicht gelungen ist, durchaus Befriedigendes zu schaffen, so ist solches von dem durch den Zufall zusammengewürfelten Mitgliederbestand der Zweigvereine noch viel weniger zu verlangen; zumal wenn man bedenkt, wie ungleich unsere Zweigvereine über den deutschen Boden verteilt sind. Dagegen könnten die Zweigvereine sich sehr verdient dadurch machen, daß sie zuverlässige tatsächliche Feststellungen über die schriftgemäße Aussprache ihrer Gegend herbeiführten; auf diese Weise könnte der Grund für eine spätere erfolgreichere Behandlung der Angelegenheit gelegt werden.



Bericht

erstattet in der Sitzung des Gesamtvorstandes am 2. Oktober 1898

von Oberbibliothekar Dr. Edward Lohmeyer in Kassel.

Daß die Frage nach der mustergültigen Aussprache des Neuhochdeutschen in das Arbeitsgebiet unseres Vereines und unserer Zeitschrift fällt, scheint mir nicht zweifelhaft. Die Förderung einer mustergültigen Aussprache ist m. E. einfach ein Teil unserer in Satzung 1 dargelegten Aufgabe,

»... das eigentümliche Wesen der deutschen Sprache zu pflegen,

... Verständnis für die Muttersprache zu wecken, den Sinn für

ihre Reinheit, Richtigkeit, Deutlichkeit und Schönheit zu beleben.«

Denn das »eigentümliche Wesen« der deutschen Sprache, es giebt sich doch nicht bloß im Wortschatze, in der Abwandlung, in der Satzfügung kund, sondern ebenso gut in der Lautgebung. Zum eigentümlichen Wesen unserer Muttersprache gehört es doch z. B. auch, daß sie in der Regel die Stammsilbe betont, daß betonter Selbstlaut in offener Silbe lang ist; mit der Reinheit der Hochsprache wie mit ihrer Richtigkeit vertragen sich nicht gewisse, mundartlich durchaus berechnete, Lautformen (k für a, j für g usw.); ihrer Deutlichkeit und Schönheit thun Dinge wie das Fehlen des Stimmtones bei den »weichen« Mitlautern, die Verkümmerung des Zitterlautes r und anderes bösen Abtrag. Ich glaube, daß durch sachgemäße Behandlung solcher und ähnlicher Fragen ebensowohl zur Belebung des Verständnisses für die Muttersprache und des Sinnes für ihre Reinheit, Richtigkeit, Deut-